

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 200.

Samstag, 28. August

1926.

(8. Fortsetzung.)

Das Sechstagerennen.

Roman von Curt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

Der große Tag war gekommen und alles aufs beste vorbereitet. Henhen wartete seit zwanzig Minuten vor dem Hotel „Zum Anker“ auf seine schöne Partnerin, während Radochla am anderen Ende der Straße in einem Hauseingang stand und ihn beobachtete. Auch er wartete, aber auf jemand anders. Vor ungefähr zehn Minuten hatte er von der Post aus Herrn Melchior angerufen.

„Herr Bankier, steden Sie 3000 Gulden ein und kommen Sie sofort vor das Café Royal am Eingang der Rößgasse.“

„Ist es so weit?“

„Allerdings, sonst würde ich nicht anrufen. Aber beeilen Sie sich, die beiden bleiben nicht stundenlang auf einem Feld stehen.“

„Ich nehme sofort ein Auto.“

„Bergessen Sie das Geld nicht“, mahnte Radochla.

„Keine Sorge, habe ich bei mir.“

„Aber keinen Scheid.“

„Nein, lauter völlig neue Scheine“, versuchte Melchior zu scherzen.

Dabei war es ihm bitter ernst zumute. Abgeheizt, völlig in Schweiß gebadet, kam er endlich an, entstieg dem Auto und kam mit raschen Schritten auf Radochla zu.

„Herr Seidenspinner“, sagte er leise und aufs äußerste erregt, „ich hoffe nicht, daß Sie scherzen!“

Dabei sah man ihm an, wie gern er gehofft hätte. Er zitterte an allen Gliedern in der Erwartung, seine Frau nun mit einem fremden Menschen zu sehen. Die Augen irrten umher, ob er die beiden nicht irgendwo erblicken könnte.

„Wo ist das Geld?“ fragte Radochla Schroff, der in Unbetracht der bevorstehenden Minuten auch nervös wurde.

„Mein Gott, sind Sie ungeduldig! Ich habe ja noch keinen Beweis.“

„Bitte! Ich bin nicht ungeduldig, sondern nur vorsichtig. Wenn Sie die beiden sehen, laufe ich Gefahr, daß Sie mir davonlaufen und das Geld läuft mit.“

Angewidert von diesem ekelhaften Betrage griff Melchior in die Brusttasche und händigte ihm ein Bündel Scheine aus, die Radochla, ohne zu zählen, einsteckte.

„Kommen Sie“, sagte er.

Sie bogen in die Rößgasse ein und gingen an den Häusern entlang, bis Radochla den Bankier in eine Hausnische zog.

„Da kommen Sie“, sagte er.

Richtig Von der anderen Seite der Straße näherte sich elegant und ohne Scheu Frau Jutta und trat vor dem Hause Nummer 6 auf einen jungen Herrn zu, der dort gewartet hatte. Der grüßte erfreut und weit ausladend, küßte ihr galant die Hand und sprach auf sie ein.

„Die Schlange“, knirschte Radochla in gemachtem Ton.

„Wieso?“

„Sie betrügt meinen Freund Oskar mit einem anderen.“

Melchior hatte nur Augen für seine Frau. Dort

stand sie, es war kein Trugbild. Der Gang, die Art, zu grüßen, jede Bewegung. Seine Jutta, die er liebte, mehr als sein Leben, die er behütete wie einen Schatz, die er zwar mit seiner dummen Eifersucht quälte, an deren Untreue er aber nie geglaubt. Sie stand dort mit einem — — Aber vielleicht hatte er sie zuviel behütet, zu sehr eingeengt — — Wenn sie ihm nur ein Wort gesagt hätte, alle, jede Freiheit würde er ihr lassen, wenn sie zu ihm allein zurückkehrte und wenn das Bild nicht wäre, das er da vor sich sah.

„Gehen wir langsam hinein, gnädige Frau“, sagte Henhen, „wir werden nämlich beobachtet und fünf Minuten später weiß ihr Gemahl Bescheid und eilt hierher.“

„Glauben Sie wirklich?“

Jutta befand sich in bester Laune, die Sache machte ihr einen Riesenpaß. Gar nicht erwarten konnte sie es, ob Paul wirklich so dumm war, sie beobachten zu lassen.

„Sie werden ja sehen“, erwiderte Henhen, öffnete die schwere Tür und ließ Frau Jutta eintreten.

Melchior hielt sich zwei Finger zwischen Kragen und Hals, er drohte umzusinken vor Schmerz und Enttäuschung.

„Nicht möglich“, stöhnte er, „nicht möglich.“

„Seien Sie doch froh“, sagte der andere, „jetzt können Sie sich wenigstens scheiden lassen.“

„Werde ich auch. Auf Wiedersehen, Herr!“

Er eilte davon, in der Richtung auf das Hotel. Radochla wie ein Wilder hinter ihm drein.

„Sind Sie wahnsinnig?“ rief er heiser. „Wollen Sie alles verderben?“ Am Ärmel hielt er ihn fest, zerrte ihn zurück. „Was wollen Sie dort? Sie finden die beiden im Hoyer, was beweist Ihnen das? Nein! Warten müssen Sie, bis sie ein Zimmer genommen haben und darin verschwunden sind. Dann können Sie wie ein Donnerwetter an die Tür pochen und rufen: Verräterin, du bist entlarvt!“

Diese theatralische Ansprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Melchior blieb endlich stehen, ließ sich sogar überreden, in die kleine Bodega zu treten und einen Schnaps zu trinken.

„In fünf Minuten können Sie hinübergehen“, sagte Radochla.

„Lassen Sie mich zufrieden.“

„Ich befreie Sie dann auch von meinem Anblick.“

„Hoffentlich für immer.“

„Für immer, Herr Melchior.“

Frau Jutta und Egon von Henhen waren rasch durch die Toreinfahrt in den anschließenden Hof geschritten, hatten von dort den Ausgang zur gegenüberliegenden Straße erreicht und eilten nun um den Häuserblöck herum wieder an den Eingang der Rößgasse.

Diese war völlig leer. Sie gingen an der dem Hotel gegenüberliegenden Häuserwand entlang bis zu

dem Frisieralon. Hier ließen sie sich Parfümerien vorlegen, wählten langsam und mit kritischen Blicken, während sie durch die Scheibe an der Eingangstür hinüber zum Hotelportal spähten.

„Jetzt dürfte es soweit sein“, sagte Radochla. „Heute bezahle ich.“

Dabei zog er das Notenbündel heraus und legte prahlig einen großen Schein auf die Schalttheke. Selbstredend bezahlte Melchior für sich und verließ, ohne sich nach Radochla noch einmal umzusehen, das Lokal.

Als ein Mann, der gewillt ist, jegliche Konsequenzen zu ziehen, betrat er festen Schrittes das Hotel „Zum Anker“. Nach einer längeren Unterredung mit dem Portier stellte er zunächst einmal fest, daß soeben weder ein Herr noch eine Dame das Hotel betreten, geschweige denn ein Zimmer verlangt hatten, daß eine Dame, seiner Frau ähnlich, hier ebenso wenig bekannt war wie ein gewisser Schröder, der ihm ähnlich sehen sollte und mit dem Jutta hier gewesen sein mußte. Das einzige, was er herausbekam, war die Tatsache, daß der Tortweg sehr oft als Durchgang zur dahinterliegenden Steinstraße benutzt wurde.

Er bedankte sich für die Auskunft und ging ebenfalls durch den Hof hinüber zur Steinstraße, aber dort war natürlich auch nichts mehr zu entdecken. Wer war sein Doppelgänger und wer war jener junge Herr, mit dem er Jutta in der Tat zusammen gesehen hatte? Darüber zerbrach er sich den ganzen Tag den Kopf. Auf die Idee, betrogen worden zu sein, kam er nicht.

Frau Jutta war das ihrerseits längst klar geworden. Aber was lag daran? Sie ließ sich die Sache etwas losten. Wenn ihre Ehe wieder repariert wurde, war es immer noch billig bezahlt. Trotzdem fuhr sie zusammen, als sie ihren Mann tatsächlich mit energischen Schritten in das Hotel hineingehen sah. In der Tat, Paul ließ sie beobachten, denn an diesen Detektiv glaubte sie noch immer. Er kam gar nicht wieder zum Vorschein, und der Portier mußte ihm doch schon beigebracht haben, daß er sich auf falscher Fährte befand.

„Vielleicht glaubt er dem Portier nicht“, warf Henzen ein, „und durchstöbert die Zimmer?“

Dann liebte er sie doch noch? Und seine Eifersucht war wirklich echt? Der gute Paul, wenn er wußte, wie treu ihm seine Frau war und wie sie sich bangte danach, sich mit ihm aus sprechen zu können! Er mußte, er würde Verständnis haben für die harmlosen kleinen Flirts, denen eine schöne Frau niemals aus dem Wege gehen kann, besonders wenn er sah, daß sie nur ihn liebte.

„Haben sich gnädige Frau überzeugt?“ fragte ihr Begleiter plötzlich.

Sie schrak auf, denn sie hatte ihre Umgebung ganz vergessen, blickte immer noch nach der Tür, durch die ihr Mann vor zehn Minuten verschwunden war.

„Wie meinen Sie? ... Aber gewiß, ja ... ach so, Sie möchten ... Ich scheine beobachtet zu werden, in der Tat, hatte wirklich keine Ahnung, bin Ihnen dankbar. Bitte geben Sie das Geld dem Herrn, ich verzichte auf einen gefälschten Bericht. Was ich sah, genügt mir.“

Sie gab ihm die vereinbarte Summe in einem geschlossenen Kuvert, wählte eine Flasche Quelques und verließ das Geschäft einige Minuten hinter Henzen, der sofort zum Bahnhof fuhr.

Am Abend kam Paul Melchior aufgeregt nach Hause, verstärt und doch unsicher. Was sollte er seiner Frau sagen? Und was wußte er überhaupt? Als er Hut und Mantel ablegte, hatte er sich noch keine Anrede zurechtgelegt. Dann trat er ins Zimmer, wo Frau Jutta ihn erwartete.

Eigentlich hatte sie sich vorgenommen, ihn ganz furchtbar auszuzanken, weil sie es als eine Demütigung empfand, durch Detektive beobachtet zu werden. Und gerade er hatte es nötig, sich derart zu blamieren.

Wirklich empörend war sein Benehmen. Wäre sie je auf den Gedanken gekommen, ihm nachspionieren zu lassen, ob seine Aufsichtsratssitzungen zu Recht bestanden, ob er jeden Donnerstag in seinen Club ging oder zu einer fremden Frau? Und vielleicht war es bei ihm angebrachter als bei ihr. Als sie ihn kommen hörte, setzte sie sich in Positur und redete sich noch einmal tüchtig in Zorn. Als er aber eintrat, feierlich und steif, würdig und ernst, sich räusperte und seine Hände um die Stuhllehne krampfte, da war ihr Zorn verflogen. Die Situation kam ihr so komisch, so lächerlich vor, daß sie aus vollem Halse zu lachen begann, aber sie konnte nicht anders. Und schließlich stieckte sie ihn an, er löste die Hände von dem Stuhl, trat von einem Bein aufs andere, seine Mundwinkel zuckten und am Ende lachte auch er. Eine Frau, die so herzlich lachen konnte, war entweder eine große Schauspielerin oder völlig schuldlos. Theatralische Talente hatte er bislang noch nicht an ihr entdeckt, also ...

„Nun, Herr Melchior“, rief sie unter Tränen, „wie gefällt Ihnen das Hotel „Zum Anker“?“

Paul stand wie vom Donner gerührt. Woher wußte sie, daß er dort gewesen? Hatte sie sich doch im Hotel aufgehalten und den Portier bestochen, damit er eine falsche Auskunft gebe?

„Komm, leß' dich her“, sagte Jutta, und Paul kam gehorsam näher und nahm neben ihr auf dem Diwan Platz.

„Ich möchte gern wissen, was dein famoser Detektiv dir erzählt hat?“

„Mein Detektiv?“

„Gewiß! Du hast mich doch durch ein Institut beobachtet lassen.“

„Ich? — — — Dich? Ist mir ja nicht eingefallen.“

„Hat mir aber Herr Stern gesagt.“

„Wer ist Herr Stern?“

„Der junge Mann, mit dem ich durch das Hotel ging.“

„Mir geht ein Licht auf“, sagte Paul.

In der Tat, es hatte lange gedauert, aber nun begriff er dafür alles. Der eine hatte den Verführer gespielt und der andere ihn dadurch eifersüchtig gemacht. Und sie beide, Jutta und er, waren gegeneinander ausgespielt worden. Jutta fiel aus einigen Wolken. Daß sie von diesem Stern begaunt worden war, wußte sie längst, aber daß auch Paul ... , daß nicht einmal die Geschichte mit dem Detektiv stimmte, nein ...

„Jetzt tut mir wirklich das schöne Geld leid“, sagte sie.

„Was für Geld?“ fragte Paul erschrocken.

„Ich habe dem Menschen doch 2500 Gulden gegeben, weil er mir bewies, daß du mich beobachten läßt.“

Und ich habe dem anderen 3000 Gulden geben müssen, damit er mir bewies, daß du mich betrügst. — Sag' mal, kennst du einen Herrn Seidenspinner?“

„Nein“, lachte Jutta.

„Oder einen Herrn — Schröder, der mir sehr ähnlich sieht?“

„Dir sieht niemand ähnlich, mein Lieber“, lachte sie und zog ihn an sich.

Aber er sprang auf.

„Jutta, bedenke, 5500 Gulden! Ich muß sofort zur Polizei.“

„Bleib' hier, Paul! Das Geld ist weg, ob du nun heute oder morgen die Anzeige erstattest. Unsere Ehe aber ist dadurch gesittet und ich hoffe für immer.“

„Für immer,“ bestätigte er.

„Nun, siehst du, das ist mir schon einige tausend Gulden wert.“

Das Telephon klingelte. Jutta rief die Rose und sagte:

„Anita, gehen Sie an den Apparat. Wir sind heute für niemand mehr zu sprechen.“

Fortschreibung folgt.

Das räudige Schaf.

Humoreske von Karl Lütge.

Felix Sumpfdotter nannten sie ein „räudiges Schaf“, und das nicht mit Unrecht — obzw. es eigentlich menschlich verzeihlich und begreiflich war, daß sich Felix Sumpfdotter als ein räudiges Schaf aufführte. Ja, gewissermaßen war Felix Sumpfdotter geradezu verpflichtet, ein urwüchsiges, ausgewachsenes, riesengroßes räudiges Schaf zu sein. Denn Felix Sumpfdotter war bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr ein armer Schlucker gewesen, dem nicht einmal das Schlucken leicht gefallen war! Da, endlich, mit dreißig Jahren und zwei Tagen suchte ihn ein unglaubliches Glück heim: Felix Sumpfdotter, der arme Schlucker, wurde durch eine märchenhafte Erbschaft zum Millionär — und in der Metamorphose für seine Umwelt zum räudigen Schaf.

Best lag er zum erstenmal in seinem Leben an der See in einer der hochfeudalen Pensionen und lebte sich dort aus — genoß in vollen Zügen dieses irdische Leben, indem er das halbe Erdgeschöß der Pension ganz allein bewohnte, den sieben langen Tag faulensie, nicht Tennis spielte, nicht ritt, nicht zum Konzert ging, kurz, nur faulensie. Am Abend trank er die feinsten Weine, viele Liköre, die Liköre immer in der alphabetischen Reihenfolge, Abend für Abend: Allach — Benediktiner — Curaçao — Doltriner usw. Alle Abende war er total betrunken und vollführte zum Missvergnügen der übrigen ziemlich zahlreichen Gäste unbekümmerten Heidenlärm.

Den Gästen fiel er natürlich auf die mit Recht in der Sommerfrische so verpönten Nerven. Sie verstanden nicht, daß Felix Sumpfdotter verpflichtet, berechtigt und gewissermaßen gezwungen war, ein räudiges Schaf zu sein, sondern empfanden störend, mit einem räudigen Schaf vom Ausmaße Felix Sumpfdotters zusammen zu wohnen.

Die für berechtigte Klagen in Frage kommende Instanz war die Pensionsbesitzerin; allein die aukte mit scheinherrlichem Gesicht die Schülern und erklärte, unter solanen Umständen nichts tun zu können. (Das räudige Schaf vom Millionär war der beste Mieter, zahlte am besten, verzehrte viel und ließ sich leicht schröpfen!)

Da die, wie gesagt, zahlreichen Pensionsgäste der „Goldenene Rube“ auf diesem Wege nichts erreichten und ein Sotzchen bei der Fülle in den übrigen Häusern ausjähd, bildeten sie einen Rat, und anschließend sollte eine Hausmeier gegründet werden. Allein man verwarf den letzten Plan. Ein Ultimatum sollte dafür Felix Sumpfdotter gestellt werden. Doch auch das ließ man fallen, weil es aussichtslos schien. Ein Komplott sollte schließlich geschmiedet werden. Auch das scheiterte an der vorbildlichen Uneinigkeit. Da erbarmte sich des Seelenheils der Pensionsgäste ein junger Münchener Maler. Er gestand sich zwar ehrlich ein, daß er, sofern er in der glücklichen Lage wäre, ebenso mit dem Gelde herumzuwerfen wie Felix Sumpfdotter, er ebenfalls ein räudiges Schaf sein würde; aber da er nicht in der glücklichen Lage war, so hielt er es mit der anderen Partei und stellte seine Kraft in den Dienst der guten Sache. Ein Plan hatte er bald. Die Partner nicht so schnell. Nur der Musitus vom vierten Stock hielt mit, und endlich der Professorssohn aus der Dependance.

Felix Sumpfdotter, getreu seiner Marotte, lag wie gewöhnlich bei offenem Fenster bis zur gemeinsamen Mittagsstafel im Bett und schnarchte, daß es in der ganzen Gegend hörbar war. Zum Frühstück auf der Veranda fehlte seine beglückende „tonende“ Gegenwart nie.

Gleich nach dem Frühstück trat am Tage nach der Gründung des Hausbewohnerrats der Maler mit seinen beiden Freunden in die Erscheinung. Die Stellung des Feindes war rasch erlendet. Die Zimmertür stand sich offen. Man drang hinein. Der Feind lag im tiefsten Schlafe und gab als Zeichen strohender Gesundheit die unvermeidlichen lauten Lebentonie von sich. Die drei Eindringlinge packten das Bett an und unternahmen einen Hebeversuch.

„Noch einer“, sagte der Professorssohn sachkundig. „Ich werde noch jemanden holen!“

Er brachte den Hausdienner herbei. Der hielt mit vereint trugen sie darauf den schlafenden Bettinsassen mit seinem Bett hinaus in den Garten, in den entlegensten Winkel. Der Schlafende fand nichts dabei; er schloß und gab unbekümmert seine Töne von sich. Daß sie heute nicht bis zur Veranda drangen, wußte er nicht; es wäre ihm zu dieser Stunde auch gleichgültig gewesen.

Es verprach heute ein heißer Tag zu werden. Die Sonne brannte mit einer Stärke herab, mit der sie sich die schmeichelhafte Bezeichnung „Affenhitze“ verdiente. In der Pension wußten alle längst, was im Gange war — und alle blühten mit vergnüglicher verzerrten Gesichtern zum Ende des Gartens, wo im glühenden Sonnenbrande der Millionär

lag — das räudige Schaf, dem heute eine Legion ertheilt werden sollte.

Um elf Uhr erhob sich plötzlich ein leichter Wind. Wolken tauchten auf. Sie sahen nach nichts aus. Doch im Nu waren sie groß und grau. Um halb zwölf Uhr war es däster — und nach wenigen Minuten fielen die ersten Tropfen.

Man flüchtete ins Haus. Den Mann im Bett zu holen, daran dachte niemand. Die Pensionswirtin, die sich vorhin höchstlich verwundert hatte und das Märchen vom Sonnenbad nicht recht geglaubt zu haben schien, war zum Bahnhof gegangen.

An den Fenstern der Villa stand nun alles, Richtung Gartenseite, und blickte nach dem weißen Bett — nach dem unbeweglichen Gesicht mit der emporgestreckten spitzen Nase — wo es sich im Augenblick regte. Zwei große Tropfen waren dem Schläfer gerade auf die rotgeprengte Nase gefallen. Das erregte begreifliches Missfallen. Der Schläfer blickte auf. Erst einmal vorsichtig, dann vollends. Allein der Traum machte ihn unwillig. Er schloß die Augen. Doch beim drittenmal merkte er, daß es gar kein Traum war.

Die Tropfen fielen nun dicht. Er sprang aus dem Bett, strich eiligst das Hemd dabei herab, denn er war nur im Hemd, und wollte davon eilen. Da erblickte er die Köpfe an den Fenstern der Pension und erkannte zugleich schamhaft seine Blöße. Er rettete daraufhin eiligst zurück ins Bett, das jetzt vollkommen nah war — und verkroch sich zutiefst in den Federn.

Ein fortgesetztes Donnern und ein darauf einsetzendes merkwürdiges talmäßiges Schaukeln gaukelte ihm den Weltuntergang vor. Er rührte sich aber nicht und gedachte stillzuhalten, was ihm auch blühen möchte. Immerhin schwor er sich in diesen bänglichen Augenblicken, nie wieder so lange zu kneipen, damit es ihm nicht passieren könnte, daß er im Rausch sein Bett in den Garten trug und im Regen am Morgen erwachte, ausgelaucht wurde und sich vor allen Leuten schämen müßte, als Hemdenmaske herumgelaufen zu sein.

Als das Schaukeln sich gelegt und kein Laut mehr hörbar war, schlug Felix Sumpfdotter vorsichtig die Bettdecke zurück — um wie eine Rakete im Bett in die Höhe zu fahren. Denn — er lag in seinem Zimmer — wie sonst! Nur das Bett — wahrhaftig, das Bett war nah von oben bis unten — und auch sein Gesicht troff vor Nässe. — Merkwürdig!!

Felix Sumpfdotter sah den Fall zu überdenken, sehr nachdenklich aufgestützt im Bett, und da er diesem Tun mit Eifer oblag, kam ihm alsbald der erlösende Lichtstrahl: das Fenster stand ja offen, und draußen regnete es — scheinbar seit Stunden — unaufhörlich! Das war zweifellos des Pudels Kern!

Er atmete auf. Was man alles zurecht träumte!!

Es waren doch eigentlich Menschen, die da mit Felix Sumpfdotter in der hochfeudalen Pension zusammenwohnten. Erst hatten sie ihn mittags immer finster und unfreundlich angeblitzt. Heute lachten sie alle — lachten ihn an. Ihn, den sie ja wohl ein räudiges Schaf oder so ähnlich genannt hatten. Oder lachten sie ihn aus? Oho, warum denn? — Unsinn!! Sie lachten ihn an! Merkwürdige Menschen!

Nachmittags ging Felix Sumpfdotter in den Garten. Da lachten wieder alle unverhohlen und mit viel Schadenfreude in den badegebräunten Gesichtern.

Im Garten war es infolge des Gewitterregens noch nah. Nachdenklich schlenderte Felix Sumpfdotter über die verschlungenen Wege. Da erblickte er plötzlich am Ende des Gartens vier kreisrunde Löcher im weichen Sande. Diese befanden sich merkwürdigerweise in gewissen Abständen, und daneben Fußspuren, und diese wiederum rührten zweifellos von einem natielen männlichen Fuße. Sie führten erst wenige Schritte auf das Haus hin, wendeten dann, wie es schien, in großer Haft, und kehrten zu den merkwürdigen vier kreisrunden Löchern im Sande des Gartenweges zurück, wo sie ein Ende fanden.

Kopfschüttelnd war Felix Sumpfdotter stehen geblieben. Da sah er wieder, wie sie lachten, die lieben Mitmenschen: ihn anlachten.

Da ging er erzürnt.

Am Abend trank er nur eine Flasche Rotwein, worüber sich die Pensionsbesitzerin sehr wunderte. Die Hausbewohner dagegen wunderten sich gar nicht. Sie selbst tranken in vorbildlicher Einigkeit ein Glas mehr als sonst, lösten den imaginären Hausbewohnerrat auf und feierten ein fröhliches Siegesfest im großen Gesellschaftszimmer und vollführten einen Lärm, der nicht schön war — wenigstens für den solid um zehn Uhr zu Bett gegangenen Felix Sumpfdotter.

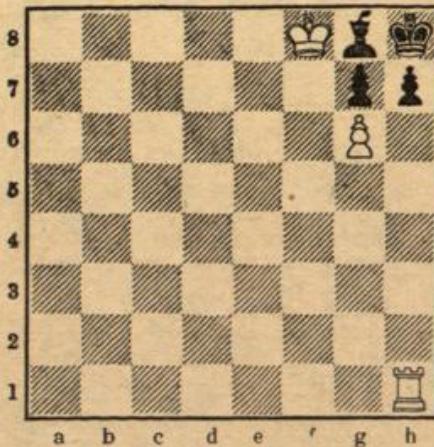
Oder war Felix Sumpfdotter nicht zu Bett? War er hintenherum, durch den Garten, fort, irgendwo anders hin, um sich zu amüsieren?!

Spiele und Rätsel

Schach

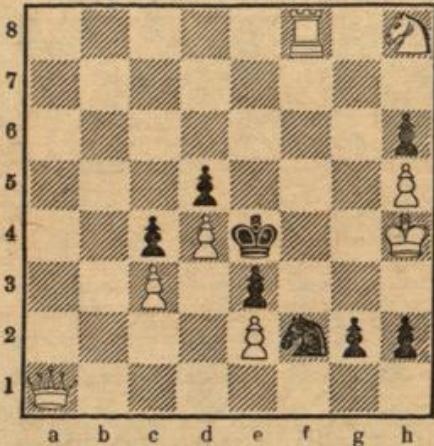
Bearbeitet von Gustav Mohr.

818. Paul Morphy
geboren in Newyork 1837, † New Orleans 1884.



Weiß: Kf8, Th1, Bg6; Schwarz: Kh8, Lg8, Bg7, h7.
Matt in zwei Zügen.

819. Adolf Anderssen
geboren in Breslau 1818, † daselbst 1879.



Weiß: Kh4, Da1, Tf8, Sh8, Bc3, d4, e2, h5;
Schwarz: Ke4, Sf2, Bc4, d5, e3, g2, h2, h6.
Matt in drei Zügen.

Obige zwei Probleme stammen von den beiden bedeutendsten Schachgrößen aller Zeiten. Es ist leicht ersichtlich, daß diese Kompositionen in keinem Verhältnis stehen zu der Spielstärke beider Meister. Vor allem zeigt Nr. 818 in welchen Kinderschuhen die Problemkunst noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts steckte. Einen großen Fortschritt machten die Aufgaben Anderssens, sie sind im Geiste Stammes gehalten, jedoch von bei weitem tieferer Anlage. Die Entscheidungen werden durch feinere Vorbereitungszüge herbeigeführt.

Partie Nr. 378. — Sicilianische Partie.

Weiß: Morphy; Schwarz: Anderssen.

1. e4—c5; 2. d4—c×d4; 3. Sf3—Sc6; 4. S×d4—e6; 5. Sb5—d6; 6. Lf4—e5; 7. Le3—f5. Um den rückständigen Bauern d6 bewegen zu können. 8. Sc3—f4; hiermit ist das schwarze Spiel verloren. 9. Sd5—f×e3; 10. Sc7+—Kf7; 11. Df3+—Sf6; 12. Lc4—Sd4; 13. S×f6+—Kg6; 14. Dh5+—K×f6; 15. f×e3—S×c2+; 16. Ke2 und Schwarz gibt auf.

Verantwortlich für die Schriftleitung: G. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.

Der Wettkampf Morphy-Anderssen, dem die obige Partie angehört, fand im Dezember 1858 in Paris statt. Die Einsatzsumme spielte keine Rolle neben der Ehre der Sieger in einem so rein geistigen Wettkampfe zu sein. Morphy gewann 7, Anderssen 2 Partien, 3 wurden remis. Anderssen, lange ohne jede ernste Uebung, machte manchmal auffallend starke Versehen und spielte überhaupt oft zu gekünstelt, dennoch sind seine Partien reich an geistvollen Wendungen. Morphy hat sich seit seinem Sieg über Anderssen ganz vom Kampfplatz zurückgezogen und mit keinem Spieler von Bedeutung mehr gespielt. Es mögen hier noch einige nicht uninteressante Charakterzüge der beiden Helden folgen, welche das französische Blatt „La Stratégie“ vor kurzem brachte. Von Anderssen sagt es, daß er der größte Taktiker des Angriffs gewesen sei, dessen Opfer-Kombinationen von unvergänglicher Schönheit waren. Sein nobler und ritterlicher Charakter gestaltete ihm nicht um Geld zu spielen. Der junge Morphy, schon seit seinem zwölften Jahre unbesiegbar, hat nur sehr wenig Zeit dem Schachspiel geopfert, da er stets dem Studium oblag. Später spielte er ausschließlich im Kreise seiner Familie. Hierbei zeigte es sich, daß er stets, wie aus Inspiration, die richtigen Züge machte; man war erstaunt über die Genauigkeit seiner Berechnungen sowohl im Mittelspiel als im Endspiel. Er besaß damals die Gewohnheit sich so schnell als möglich der Bauern zu entledigen, da er diese als Hindernisse für die freie Bewegung seiner Figuren ansah. Eine spätere kurze Erfahrung belehrte ihn jedoch bald eines Besseren — In schlchter Weise sagt Morphy von sich selbst: „Im 10. Jahre lernte ich Schach spielen und im 20. Lebensjahr trug ich auf dem Schachkongress in Newyork den Sieg davon“. Diesem Ausspruch fügt Dufresne hinzu: Im 21. Jahre reiste er über den Ozean und schlug sämtliche Gegner, die sich ihm entgegenstellten. Wenige Jahre später endete dieser leuchtende Geist im Dunkel des Wahnsinns!

Lösungen.

Nr. 812. Die Lösung 1. Sh4—g6 scheitert an einem Gegenzug des Sc5. Der Komponist will diesem Fehler durch schwarze Bauern auf a6, b7 und d7 begegnen. — Nr. 813. 1. Kb7—Sf4; 2. g×f4+; 1. ... Sf6, 2. Sg6+; 1. ... Se7, 2. Sd7+; 1. ... SΔ; 2. Kc6 K. M., Wiesbaden. 2. Td6 scheitert an Sd5. Richtige Lösungen sandten: J. S. Biebrich, M. M., Geisenheim, Brief folgt demnächst, R. K. F. B., J. H., Wiesbaden. Auf Be6 in Nr. 811 spielt Schwarz T×Tf5+ und matt? C. A., Wiesbaden. Wenn Sie die ausführliche Lösung von Nr. 811 wünschen, wozu hier der Raum mangelt, bitten wir um Ihre Adresse. Sie sind wohl noch Anfänger?

Rätsel

Inhaltsreich.

Jedes der Wörter: Tonurne, Wanderer, Stutzuhr, Friedrich, Holunder, Anemone, Christian, Streichholz enthält eine Silbe eines Sprichworts.

Verwandlungsrätsel.

Das Ganze braucht der Maler sehr,
Ohn' Kopf jedoch liegt es im Meer;
Hier von den Fuß nach vorn gerückt,
Am Fernrohr man es nun erblickt.

Die Namen der zehn ersten einseitig sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 194.

Bilderrätsel: Niemand kann zwei Herren dienen. — Silbenrätsel: 1. Nebel, 2. Ideal, 3. Marine, 4. Mispel, 5. Reagenzglas, 6. Abraham, 7. Tadel, 8. Vielfraß, 9. Orinoco, 10. Nona, 11. Azur, 12. Lärche, 13. Lotto, 14. Eierkognak, 15. Neidenburg, 16. Aula. Nimm Rat von allen, aber spar dein Urteil. — Wortsäule: Mairose, Matrose.

Richtige Lösungen sandten ein: G. F. Fassinger, Ott. Frank a. Hans Jacobs, G. Keil, sämtlich aus Wiesbaden; Hilde Häupler aus Sonnenberg; Otto Prückel aus Hahn i. T.; Erwin Lutz aus Berlin.